

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücke.



Verlag und Notationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 30. April 1903.

(Nachdruck verboten.)

Ein Sünder.

Roman von B. Buchwald.

(Fortsetzung.)

In den nahen Baumkronen, welche von der Feuerzglut wie in Gold getaucht erschienen, sauste es, ein Wind erhob sich und ließ das verherende Element höher und höher zum Himmel schlagen. Jetzt stand auch das letzte Gebäude in Flammen, und eine müßige Hand hatte daselbst die Maschinen in Gang gebracht. Bald erhitzte die Glut das Wasser in den Kesseln, der Dampf ward erzeugt und in rasender Geschwindigkeit begannen die Räder sich zu drehen, die Webstühle zu klappern — in voller Tätigkeit ging die Fabrik zu grunde, wie ein tapferer Soldat im Handgemenge. Und wie einem solchen ward ihr ein Beifallsruf. Aus hunderten von Reihen erhob sich ein Jöhlen und Schreien, ein donnerndes Bravo für die vernichtende Feuerkraft.

„Die anderen Maschinenwerke haben sie vorher zerstört“, sagte Sänger zu Werner gewendet, welcher schauernd ob der eigenen Ohnmacht, die Menge zu zügeln, dem Zerstörungswerk zusah.

„Weshalb dieser Haß, diese Rache?“ fragte Werner den alten Mann.

Derselbe erzählte, was Sommer getan hat, wie er die Fabriken auf Aktien gegründet, wie er scheinbar den Arbeitern wohlgetan, indem jeder eine Aktie erhalten und nach einem halben Jahre die höchsten Zinsen bezogen hätte. „Ein Lotterleben ist eingelehrt, keiner wollte mehr arbeiten, Herr“, erzählte Sänger weiter; „vor einigen Monaten trat plötzlich der Werkführer als Aufwiegler vor und sagte, sie möchten die Aktien nur verkaufen; da bekäme jeder ein hübsches Kapital, wofür man sich in Amerika zu Großgrundbesitzern machen könne. Die Dummköpfe warfen die Aktien auf den Markt, aber niemand wollte sie nehmen, denn die Fabriken sind in dem schlechtesten Ruf. Die Nachfrage war gering. Da sind die Arbeiter erschrocken und haben sie endlich für einen Lumpenpreis losgeschlagen, an wen, das wußten sie gar nicht. Ihr Agent war der Werkführer. Und eines schönen Tages kommt es heraus, daß der neugebackene, junge Baron der Käufer ist, der sich für ein Spottgeld zum Herrn der Fabriken gemacht hat. Man hat den Werkführer lynchen wollen, aber der saubere Patron hat sich bei Zeiten aus dem Staube gemacht und an dem Käufer rächt man sich so“, er machte eine hinweisende Gebärde nach den Fabriken und lachte kurz und höhnisch auf, noch hinzufügend, daß auch er Rache für andere Schuld an Santen genommen.

Werner schüttelte den Kopf, er traute seinen Ohren kaum. Jetzt wurde seine Aufmerksamkeit durch einen in seiner Nähe stehenden Alten abgelenkt. Sein graues Haar flatterte wild im Winde, ein wüster Haß sprach aus seinem verrunzelten Gesicht. In den Händen hielt er einen Pechkranz, den er jetzt mit kräftiger Gebärde schwang. „Hier ist die Arbeit getan“, rief er rauh und kräftig über die Köpfe der Nächststehenden hinweg, „jetzt hin zum Bau des Fuchses! Das Ausräuchern muß dort beginnen.“

Werner ahnte den Sinn dieser Worte. Er faßte den Mann näher ins Auge und erkannte in ihm jenen bittenden Greis, welcher bei seinem ersten Besuch in Sonnenburg Sommer um den Ankauf seines Anwesens ersucht hatte und zurückgewiesen worden war. Aber Olga hatte doch seine Bitte erfüllt, jedwede Hülfsleistung von seiner, Werners Seite, ablehnend. In einer Sekunde war er herunter vom Pferde und hatte den Mann am Arm gefaßt.

„Undankbarer!“ rief er ihm entgegen, „so vergiltst Du der edlen Frau, die Dich gerettet hat, indem Du ihrem Vater nach dem Leben trachtest!“

Der Mann starrte ihn blöde, wie ein Wahnsinniger an. Dann zuckte es heiß über das vergrämte Gesicht.

„Gerettet? Die junge Baronin soll mich gerettet haben? Ich weiß davon nichts!“ schrie er hohnvoll zurück.

„Das muß ein Irrtum sein, Herr“, sagte Sänger erklärend, „diesem Manne gab die Baronin nichts.“

Werner gab ihn jetzt frei; ein Gefühl unbeschreiblichen Ekels stieg in ihm auf und eine kalte Hand legte sich ihm aufs Herz. Es war ihm, als sei er verpflichtet, den Weg zur Rache freizugeben, als dürfe er das letzte Gericht nicht zurückhalten.

„Wer ist der Mann?“ fragte er, zu Sänger gewendet.

„Ein Bauer, dessen Besitztum verschuldet ist.“

„Wer war sein Gläubiger?“

„Der Baron.“ Sie nannten den Titel alle mit unverkennbarem Hohn. „Er ist unser aller Gläubiger, Herr, denn in den schlechten Jahren, welche über die Landwirtschaft hereingebrochen waren, hatte uns Graf Wigdorf freiwillig Geider geliehen. Mit dem Verkauf Sonnenburgs gingen die Hypotheken auf den neuen Besitzer über, und damit war unser Untergang besiegelt, denn er preßte uns die Zinsen aus, er ließ das Korn auf dem Halme verkaufen. Hegner wollte ihm sein Besitztum verkaufen — —“

„Ich hörte, daß Fräulein Olga . . ., daß die Baroness das Anwesen aus eigenen Mitteln gekauft und glänzend bezahlt habe.“

Sänger sah erstaunt auf: „Nein, Herr, davon war nicht einmal die Rede.“

„Hegner, sagtet Ihr, hieße der Mann?“

„So ist es, Herr.“

„Seht nicht ein Verwandter gleichen Namens in Tiefurt?“
„Gewiß, Herr. Euer Diener ist ein Sohn, und von ihm wissen wir, was Ihr Gutes getan habt.“

Werner beachtete nicht das Lob aus des Bauern Munde. Er schlug sich vor die Stirn. Daher die Ähnlichkeit, die ihm aufgefallen war und die er nicht unterzubringen gewußt hatte. Vielleicht war er schuld, daß hier keine Hilfe gekommen war. Wenn er Franz nach dem Grunde seiner offenbaren Trauer gefragt hätte, wäre ihm das Elend des Vaters nicht unbekannt geblieben, in welchem sicher allein der Mangel jeglicher Lebensfreude bei dem jungen Menschen zu suchen war. Er hätte diese wecken können, Not lindern, Verbrechen verhüten können, wenn er gefragt, irgend welches Interesse bewiesen hätte. Aber die Scheu des Burschen hatte ihn zurückgehalten, hatte ihn immer wieder die Frage tun lassen, ob er, der Geächtete, berechtigt sei, sich in das Geheimnis redlicher Menschen zu drängen?

Auch hierin verfolgte ihn der Fluch seiner Schuld, deren Bewußtsein ihm die Hände band, von jedweder Vertraulichkeit, auch der berechtigtesten, ja der gebotenen, ihn zurückhielt. Wie, wenn er den heutigen Frevel hätte verhindern können, — da weckte ihn ein Gedanke, wie mit elektrischem Schläge, aus seiner Starrheit.

„Selbst mir, die Rasenden zurückhalten“, rief Werner, „die alte Burg, die sie zerstören wollen, gehört den Wizdorfs wieder, Santen weilt nur noch als Gast darinnen.“

Ein Leuchten ging über Sängers Züge.

„Ein Wizdorf hat die Burg zurückgekauft — sein Neffe, Bruder?“ rief er.

„Sein Neffe, — aber jetzt eilt — wir kommen sonst zu spät!“ rief Werner und erteilte rasch den aus Tiefurt und anderen Dörfern herbeigeeilten Mannschaften die Weisung, sich nach dem Schloß zu begeben, um es, so weit es ging, vor den Wütenden zu schützen. Man willfahrte ihm gern; wenn auch mit wenig Hoffnung auf Erfolg, bewaffnete sich eine Schar mit Knüppeln und herumliegenden Eisenteilen und eilte nach dem Schloß, in welchem ringsum die Läden geschlossen waren. Auch Werner warf sich wieder aufs Pferd und sprengte auf Nebenwegen dem Schloße zu. Die Fabriken mußten sich selbst überlassen bleiben. Schon waren sie zum Teil ausgebrannt und nur die Mauern starrten schwarz und rauchend in die Luft. Nichts war gerettet, nichts mehr zu retten von dem, was noch brannte, und bei alledem war es noch als ein Glück zu preisen, daß sich kein Sturm erhob, welcher die Feuergerben zu dem talabwärts gelegenen Dorf getragen haben würde.

Noch ehe die Menge das Schloß erreicht hatte, hielt Werner vor der Rampe und erwartete sie. Bald stürmten sie heran, wie das wilde Heer, einige Männer aus Tiefurt, welche sich ihnen entgegenwarfen, niederreißend. Werner rief ihnen ein „Halt!“ zu und dieser unvermutete Befehl war nicht ohne Wirkung. Einen Augenblick zögerten die Herandrängenden, aber bald hatten die Beherzten den Eindruck abgeschüttelt und versuchten, ihren Weg fortzusetzen.

Aber da arbeitet sich mit vollster Energie ein Mann durch die Menschenmasse. „Hört,“ rief er, „hört den Mann aus Tiefurt! Zerstört nicht das Schloß! Wartet, bis Ihr die Nachricht vernommen habt.“

Werner verstand, was Säger beabsichtigte und hoffte. Er sollte zu der erregten Menge sprechen, ihr mitteilen, daß das alte Schloß wieder Wizdorfsches Eigentum sei, und dadurch dem Frevel Einhalt tun, welchen sie vorbereiteten. Den von Leidenschaft und Haß entstellten Gesichtern sah man es an, daß kein Stein der alten Burg auf dem andern bleiben würde. Da war Werner entschlossen. „Halt!“ rief er noch einmal. „Ehe Ihr Euer Zerstörungswerk beginnt, beantwortet mir eine Frage, Ihr Männer. Würdet Ihr dieses Schloß auch zu vernichten trachten,

wenn es einem Wizdorf gehörte, einem Gliede des Geschlechts, dessen Wiege Jahrhunderte lang auf dieser Höhe gestanden, dem Ihr Wohlthaten zu danken habt, das Euch und Euren Vätern milde und gerechte Herren gegeben hat?“

Sell und scharf wie klingendes Metall hatte seine Stimme geschallt, und seine Worte verfehlten nicht des Eindrucks auf die erregten Gemüter.

„Hoch Graf Wizdorf!“ riefen Einige, aber Zweifler riefen dazwischen: „Der Graf ist nicht mehr unser Herr! Nieder mit dem neuen Baron, nieder, nieder!“

„Nieder mit diesen Sommers! Seht ihnen den roten Hahn aufs Dach!“ schrie es im Chorus, und nur der Entschlossenheit einiger Tiefurter gelang es, die Erregten dem Schloße fern zu halten.

Wieder begann Werner, und seine Stimme war mächtig genug, das Rufen und Schreien der Menge zu übertönen: „Und wenn ein Wizdorf binnen jetzt und vierundzwanzig Stunden wieder der Besitzer von Sonnenburg geworden ist? In seinem Auftrage kam ich heute hier her, den Kaufkontrakt mit dem Freiherrn von Santen zu unterzeichnen, und binnen kurzer Frist ist das Schloß wieder Wizdorfsches Eigentum, wenn Ihr mich nicht daran hindert durch Brand und Mord.“

Einen Augenblick verstummte die Menge, betroffen von dem Gehörten. Dann lief ein Gemurmeln durch die Reihen:

„Der Tiefurter sagt es!“ — „Der Tiefurter lügt nicht!“ — „Der Tiefurter ist ein Ehrenmann!“

„Aber unsere Rache an dem Bluthund!“

„Die hat sich in dem Brand der Fabriken erfüllt,“ rief Säger, „das alte Schloß muß erhalten bleiben!“

Und als sie ihren Anführer also sprechen hörten, bekannnten auch die anderen sich zu dessen Ansicht.

„Da muß ein Wizdorf einziehen!“ — „Hoch, hoch, Graf Wizdorf!“ scholl es durcheinander.

Werner schwang sich vom Pferde und gab es einem Tiefurter zum Halten. Er selbst wollte sich in das Schloß begeben. Die Dämmerung war mittlerweile schon vollständig hereingebrochen. Noch ehe Werner die Plattform der Rampe erreichte, drang der Schall von Trommeln zu ihm herüber. Im strengen Rhythmus deutschen Marsches marschierte ein Detachement Infanterie in den Schloßhof, das telegraphisch aus der nächsten Stadt herbeigerufen war. Der es führende Offizier kommandierte „Halt!“ — es klang fast ebenso, wie vorher Werners Ruf — und wie an gemauert stand die Truppe, zur Attacke bereit.

Mit einem Blick übersog der Offizier die Situation und schon wollte er Befehl geben, die murrende Menge auseinander zu sprengen, als Werner auf ihn zutrat und ihn daran verhinderte.

„Sie kamen in einem sehr kritischen Momente, Herr Leutnant. Die Menge war nahe daran, sich zu zerstreuen, und ich verbürge mich dafür, daß sie es binnen 20 Minuten tun wird.“

„Ich folge direkten Anweisungen und werde Gewalt nur in dringenden Augenblicken gebrauchen. Wenn die Menge sich ruhig verhält, und sich nach der von Ihnen angegebenen Frist zerstreut, werde ich nicht angreifen,“ erwiderte der Offizier.

Kurz und scharf gab er einige Kommandos, die Mannschaft umstellte das Schloß, die Gewehre schulternd; der Offizier ging ernst, mit der Uhr in der Hand auf dem freigelassenen Raume zwischen Volk und Militär auf und nieder.

Werner empfahl Säger, den Leuten die Gewißheit zu geben, daß in der gestellten Frist Sonnenburg in den Besitz der Wizdorfs übergegangen sein würde, welche sich wie ein Lauffeuer verbreitete, beruhigend wirkend; er selbst verlor keine Zeit und eilte in das Schloß, von einem Diener Santen zu sprechen begehrend.

40.

In einem der ersten Zimmer fand Werner Bassow und Olga. Sie sah in dem tiefschwarzen Gewande, welches sie angelegt hatte, geisterhaft bleich aus, aber sie beherrschte gut die ihr inwohnende Furcht. Bassow vermochte dem Beispiel seiner Braut nicht zu folgen. Sein Gesicht war verzerrt, die Zähne schlugen aufeinander und er hielt sich von Olga entfernt, um ihr seinen feelischen Zustand zu verbergen. Werner mußte dicht an ihm vorüberstreifen und durchschaute ihn. Er grüßte nicht; stolz den Kopf zurückwerfend, erfaßte ihn etwas, wie Vergnügen. So schwach den Feind zu sehen, so erbärmlich, gab ihm ein Gefühl der Genugthuung. Olga, die seinen höflichen, aber eiligen Gruß empfangen, sah den Unterschied zwischen Bräutigam und — Geliebten, und mit einem Aufschluchzen, das ihre Liebe verlangende Seele enthüllte, sank sie in die Kissen des Divans, als Werner das Zimmer verlassen hatte.

Werner war weiter geeilt. Er traf die beiden Santens im Arbeitszimmer des Älteren. Ein Advokat, ein kleines, vertrocknetes Männchen mit einer Hakennase und geistreichen Augen, saß am Tisch, auf welchem altenmässige Schriftstücke aufgeschlagen waren.

Santen sen. sah angst- und sorgenerfüllt drein; Eddi, welcher beim Klang der Trommeln Mut bekommen hatte, tröstete ihn: „Die Ruhe wird bald hergestellt sein.“

„Sie ist es schon,“ sagte Werner, welcher die letzten Worte gehört hatte. Wie einen Lebensretter begrüßte ihn Santen. Werner sollte ihn ja von dem vermaledeiten Nest Sonnenburg befreien.

„Ich habe warten lassen,“ sagte er in höflichem Tone, „und muß doch jetzt zur Eile drängen, denn in fünfzehn Minuten muß der Kauf abgeschlossen sein.“

„Warum?“ riefen alle Drei, wie aus einem Munde.

„Weil das Volk sich nur dann beruhigt, wenn in dieser Frist Sonnenburg wieder Wizdorffsches Besitz geworden ist.“

„Wizdorf?!“

„Gewiß! In seinem Namen kaufe ich — — ist alles abgeschlossen?“

„Alles? Sie irren! Nur auf Ihren Namen ist die Urkunde ausgestellt, Baron Kaufungen,“ sagte Eddi, höhnisch Titel und Namen betonend, in der Hoffnung, den Angeredeten damit in verlegenes Staunen zu setzen. Aber Werner nahm die Anrede als etwas Selbstverständliches hin und maß stolz — sogar hochmütig — den Gegner.

„Hier, Herr Notar, bemerken Sie am Schluß, daß der ganze Kontrakt im Namen Gottfried von Wizdorfs abgeschlossen ist. Das geht!“

„Wenn dem Freiherrn von Santen Gottfried von Wizdorf als Zahler kompetent — gewiß!“ war die ruhige Entgegnung.

„Ich bin dem Herrn von Wizdorf seit Jahren ein Kapital schuldig, das sich bis zum heutigen Tage zu einer Höhe angeammelt hat, welche den Kaufpreis noch übersteigt,“ sagte Werner, und es jagte doch eine jähe Glut bei diesen Worten über sein Gesicht. Dabei nahm er aus seinem Portefeuille ein Papier, reichte es Santen und fragte: „Genügt das?“

Santen sah angenehm überrascht auf Werner. Diese Zahlung machte ihm viele Verluste wett. Die Verschreibung war von unantastbarer Sicherheit.

„Vollkommen.“

„Der Kauf kann also für Herrn v. Wizdorf, vorbehaltlich seiner Genehmigung, als abgeschlossen gelten,“ sagte der Notar.

Seine Feder flog krieglend über das Papier, die Formalität, war, da alles schon vorher schriftlich geordnet und besprochen worden, rasch beendet.

„Sind die von Wizdorffschen Erbstücke mit einbegriffen?“ fragte Werner.

„Dagegen möchte ich auftreten —“ begann Eddi.

„Nein, die Gegenstände sind mitberechnet,“ beeilte sich Santen, zu versichern, welcher fürchtete, daß der zahlungsfähige Bevollmächtigte im letzten Augenblick noch abschnappen könnte. „Sie sind mit einhundertundfünfzigtausend Mark in Anschlag gebracht.“

„Sie verpflichten sich, daß alles von mir namhaft Gemachte im Schlosse ist?“ fragte Werner.

Santen kam der verlangten Verpflichtung notariell nach.

Nun ergriff Werner den Kontrakt und gab mit schnellem, kräftigem Federzug die Unterschrift. „Freiherr Werner von Kaufungen“ stand in steiler, markiger Schrift auf dem Papier. Vor Gericht galt ja der angenommene Name nichts.

„Ich habe mit Ihnen noch zu rechnen, Baron Santen,“ sagte er, zu Eddi gewendet. „Erwarten Sie mich. Ich kehre sofort wieder!“ Und den Kaufkontrakt ergreifend, verließ er rasch das Gemach.

Die Szene im Santenschen Arbeitszimmer hatte sich, so inhaltreich sie war, mit Windeseile abgespielt, und noch zwei Minuten vor der angeetzten Zeit trat Werner auf die Rampe, von Sängern empfangen.

„Hier!“ rief er, „leset und gebt es den Leuten. Ferner möchte ich Ihnen privatim noch sagen, daß Ihre Schuld an Santen morgen beglichen werden soll, ebenso die Segners; ich war heute nicht vorbereitet.“ Er sprach rasch, auch ihn faßte die Erregung. Über sein Antlitz zuckte es, und sein Auge flimmerte.

„Für Segner kommts zurecht, für mich nicht. Ich brauch' es nicht mehr, aber ich danke Ihnen für die Absicht, Herr,“ sagte Sängers, und dann eilte er unter die Menge, um ihnen schwarz auf weiß zu zeigen, daß Sonnenburg wieder Wizdorffsches Eigentum.

Sängers hatte Mühe, abzuwehren, daß man ihm das Papier nicht aus der Hand riß; jeder wollte es sehen, jeder mit eigenen Augen schauen, daß der Verhasste verjagt war aus dem Wizdorffschen Schloß.

Werner ermahnte sie aber an das Halten des von ihm gegebenen Versprechens, unter welcher Bedingung er nur jene Frist erlangt habe. Und die Erregung schwand, die Menge zerstreute sich.

Als Werner sich wieder dem Schlosse zuwandte, um mit Eddi Abrechnung zu halten, sprengten mehrere Reiter in das Parktor und hielten vor der Rampe. Es waren mehrere Gutsbesitzer aus der Umgebung, welche ihre Feuerspritzen vorausgeschickt hatten und nun selbst nachsehen kamen, wie die Sachen ständen. Auch die Sendorfs und ein Graf Wörthhofen waren darunter, mit ihnen kam Wizdorf.

Die Herren stellten einander vor — Werner verleugnete seinen angestammten Titel und Namen nicht mehr. Wizdorf war glücklich, den Freund offen umarmen, ihm vor aller Welt die Hand schütteln zu können.

„War auf dem Wege nach Tiefurt und hörte unterwegs die Mär,“ rief er.

„Ah, Sybell! Donner und Doria! An den Kindern sieht man, daß man alt wird,“ wandte er sich an den Offizier, den er in dessen Kindheit gekannt hatte.

Jetzt erschienen auch Bassow und Olga, die Angekommenen zu begrüßen. Bassow hatte seine Angst überwunden und trat selbstbewußt, den Hausherrn vertretend, auf. Olga erschien lebenswürdig und schön, wie immer. Beide ahnten nicht, welchen Einfluß Werner auf das empörte Volk geübt, und während sie

diesen keines Blickes würdigten, erschöpften sie sich in Zuborkommenheiten gegen den Offizier. Werner entfernte sich und hörte noch, wie Sybell jedes Verdienst ablehnte.

Die Santens hatten ihre Arbeitskabinetts verlassen und begegneten im Gartensaal Werner, dessen Wünschen nachzukommen man nicht der Mühe wert gehalten hatte.

„Sie wünschen?“ fragte Edi herablassend.

„Mit Ihnen wegen der nun abgebrannten Fabriken zu verhandeln, gewiß!“ entgegnete Werner.

„Was liegt Ihnen daran, Herr Baron?“ sagte, sich an der Aussprache dieses Titels immer noch weidend, Edi. „Die Aktien sind in meiner Hand; ich trage den Verlust und habe einen Anspruch auf die Versicherungspolize, die Rädelshörer werden verhaftet und bestraft — das ist alles.“ In nachlässig näselnder Tonart hatte er gesprochen, die Hände in den Hosentaschen.

Werner zügelte seinen Zorn; leise nur spielte die Reitpeitsche auf dem Teppich.

„Gewiß! Das Gericht muß seinen Lauf haben; doch der Staatsanwalt wird Milderungsgründe für die Verirrten walten lassen, wenn er vernimmt, wie — sie gereizt wurden.“

Edi errötete, ein zischender Laut entfuhr seinen Rippen. „Was für eine Schlange der Vater an seinem Busen genährt hat“, dachte er. „Das ist der Dank, daß man dem Fälscher den Weg in anständige Kreise geöffnet hat“, sagte sein Blick. Wenn dieser Patron nur leiser spräche, daß die auf der Veranda Sitzenden die Worte nicht vernähmen! Edis Blick glitt durch die breite Glastür und erkannte die Grafen Sendrach und Wörzthofen, die Wallwitz und Saza, welche noch hinzugekommen waren. Ein Glück, daß Olga sie so glänzend zu beschäftigen verstand, denn die Unterhaltung schwirrte laut.

„Oh bien! Was wollen Sie?“ fragte Edi hochmütig.

„Sie verhindern, die Fabriken neu aufzubauen.“

„Ah, mit Hilfe einiger Gendarmen wird es schon gehen“, meinte Edi begütigend, hohnvoll, Werners Worte als Sorge für sich auffassend.

„Die Fabriken sind am hiesigen Platze nicht notwendig, da die Bevölkerung unter Herrn von Witzdorf als Landarbeiter genügend Beschäftigung finden wird. Jetzt wurden die Felder nicht bebaut.“

„Das geht Sie wenig an“, sagte Edi nachlässig, ungeduldig.

Sie werden die Fabriken nicht bauen, Herr“, rief Werner mit geröteter Stirn, „und einen Teil der Versicherungspolize zur Unterstützung der geschädigten Arbeiter opfern!“

Edi lachte.

„Wer gibt Ihnen ein Recht zu dieser absurden Forderung?“

„Die Moral —“

Edi lachte noch lauter.

„Mit dieser Dame befinden Sie sich ja doch auf so gespanntem Fuß. Baron Rauffungen, daß —“ er kam nicht weiter — ein Peitschenhieb fauste — über sein freches Gesicht zog sich schräg ein roter Streifen.

Bassow und diejenigen, mit welchen er gesprochen, hatte der Vorgang in den Gartensaal gelockt, Sybell und Witzdorf ebenfalls. Letzterer bangte für den Freund, eine Demütigung für ihn vorausschauend. Was würde Edi tun? Die Situation war kritisch. Witzdorf wollte die Nähe Werners gewinnen, aber Sybell hielt ihn zurück, und ehe er sich von diesem, der keine Ahnung hatte, wie nahe ihm Werner stand, frei machen konnte, war geschehen, was er gefürchtet. Bassow war an Edi herantreten, von der anderen Seite schien ihm der Vater etwas zuzuflüstern.

„Ah bah!“ rief Edi, jenem laut antwortend, mit haß- und wutverzerrten Zügen, „dieser famose Baron Rauffungen, der elegante Urkundenfälscher, ist nicht satisfaktionsfähig — er soll vor die Schranken.“

Werner wurde marmorbleich, dann glühend rot; noch einmal spielte die Peitsche in seiner Hand, aber sie erhob sich nicht mehr zum Streich, er beherrschte sich.

Witzdorf sah das Ausleuchten seines Auges, er wußte, was in Werner vorging, daß Stolz und Selbstanklage in ihm kämpften. Werners Rippen waren faß geworden, aber sie zitterten nicht, als er entgegnete:

„Sie haben Recht, jeder Lump kann den Freiherrn Werner von Rauffungen beleidigen!“

In diesem furchtbaren Worte, der höchsten Potenz der Selbstanklage und tiefster Verachtung lag eine vernichtende Waffe, mit welcher er den Gegner niederwarf. Indem er sich stolz zu dem angeerbten Namen, heroisch zu der Schmach seiner Schuld der Schmach seiner moralischen Ausstoßung von den Gesetzen der Ehre bekannte, stand er sieghafter und siegesbewußter da, als der Feind, welcher mit dem Peitschenhiebe über der Stirn auf die Fleckenlosigkeit seines ungeprüften Wappenschildes pochte und seine Feigheit in der Satisfaktionsunfähigkeit des Gegners, wie hinter den Schranken juridischen Rechts verbarg.

Werner wandte sich zum Gehen — unbeschreibliche Gewalten tobten in seiner Seele, die Verachtung des eigenen Ich lag im Kampfe mit der Verachtung der Menschen; das Bewußtsein, trotz der einzelnen, moralisch und ethisch höher zu stehen, als diejenigen, welche ihn, Dorfkötern gleich, anklafften, im Kampfe mit dem subtilen Empfinden innerster Selbstverachtung, daß er so erbärmlich schwach gewesen, gezwungen durch jene einzelne Tat, eben durch sie seinen stolzen, herrlichen Namen beschimpfen lassen mußte, ohne sich rächen zu können.

„Nur fort!“ schrie es in ihm. Aber nicht fliehen, nicht ein tolles Gelächter über den Flüchtling Rauffungen erwecken! Standhaft hielt er Bassows Blicke, wie die neugierigen der Fremden aus, jener, welche den „entlarvten Diamantenkönig“ verachteten und ihm vor Jahresfrist noch so gern eine Tochter vermählt hätten.

Langsam stolz erhobenen Hauptes schritt er hinaus. Er hatte sein Pferd gefunden und jagte in die Nacht hinein.

Bald vernahmen auch die auf der Veranda Verbliebenen von dem Geschehenen und erhoben sich mit gemischten Empfindungen. Olga war empört. Saza und Wallwitz fingierten ein Entsetzen, heimlich gönnten sie Edi die Lektion; Wörzthofen und Sendrach bedauerten, daß sie, durch das Schauspiel eines Arbeiterstreiks gelockt, hierher gekommen waren.

Es waren nun alle auf der Veranda versammelt. Santen senior wollte Witzdorf als neuen Besitzer begrüßen.

„Senden Sie mir einen honetteren Bevollmächtigten zur Übernahme, Herr Baron“ — seitdem er selbst den Titel empfangen, fing der Mensch bei ihm erst beim Baron an, und deshalb nannte er jeden so, welchen er als menschlich betrachtete — „mit diesem ehrbankeotten Sujet kann ich, will ich nichts mehr zu tun haben. Ich werde ihn dem Staatsanwalt übergeben — eine Infamie — eine Schurkerei —“ er kam nicht weiter, die Wut raubte ihm die Worte.

Witzdorf hatte den Anfang von Santens Rede nicht verstanden und gab sich nicht die Mühe, danach zu fragen. Er hörte nur das Letzte und wußte, daß die Schmähungen dem Freunde galten.

„Mein Freund muß maßlos gereizt worden sein, daß er sich so weit vergaß“, sagte er heiser. „Ich beklage den Fall, aber weiß, daß er grundlos seine Selbstbeherrschung nicht verloren hat.“ Er greift nach Hut, Handschuhen und Gerte und

geht. Er will dem Freunde nach. Und er weiß nicht, daß er auf seinem Grund und Boden steht, den ihm der Freund zurückgewonnen hat, auf welchem dieser gedemütigt, gekränkt, zur übereilten Tat mit Teufelszungen gereizt worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Ansichtskarte.

Humoreske von Curt Julius Wolf.

Als der Postbote klingelte, ging die Frau Professor gerade über den Korridor.

„Lassen Sie nur“, wehrte sie dem Mädchen, das beim Klang der Glocke aus der Küche stürzte, öffnete selbst und nahm auch den Posteingang eigenhändig in Empfang.

„Was die nur heute hat!“ dachte Minna, unter der Küchenhür die Professorin beschielend, solange sie die Brieffschaften musterte. Das heißt, die Zeitungen warf sie gleich auf den Spiegelisch, von den Briefen las sie einstweilen nur die Adressen. Am längsten behielt sie eine Ansichtskarte in der Hand, deren Bildseite ihr anscheinend unangenehm aufgefallen war. Ihr Gesicht verfärbte sich sogar zusehends, während sie das Bild aufmerksam betrachtete. Plötzlich drehte sie sich mit der Karte nach dem Wohnzimmer um, besann sich aber und verschwand schließlich, ohne geklopft zu haben, im Studierzimmer des Herrn.

„Wenn das was fürs Fräulein war — ich kann nichts dafür“, erleichterte Minna ihre bestürzte Seele und schlich ebenfalls nach dem Studierzimmer, vor dessen Tür sie mit lauschend vorgeneigtem Kopfe zur Bildsäule wurde, den Schürzenzipfel an die Rippen gepreßt und die erstarrten Augen in die Diele bohrend.

„Ich störe Dich ungern, Adolf“, hörte sie im Zimmer die Stimme der Professorin, „eine ganz erstaunliche Entdeckung aber, eine Sache von größter Wichtigkeit — was sagst Du zu dieser Ansichtskarte?“

Der Schreibtischstuhl rückte, dann wars ein Weilschen still.

„Nun“, Klang des Professors milder Rathederbaß, „photographische Reproduktion einer Naturaufnahme, Rippfachengente — ganz nett.“

„Aber bedenke doch — an Märchen.“

„Ist das so außer aller bürgerlichen Ordnung?“

„Ich bin einfach sprachlos. Weißt Du, ich finde die Karte direkt anstößig.“

„Wahrscheinlich weil darauf geküßt wird — hm? Na, na, es sind doch nur Kinder, liebe Mathilde, die es tun, zwei ganz allerliebste Puttchen übrigens.“

„Aber ein Herr ist es, der Märchen diese Karte schickt, anonym auch noch.“

„Nach der Schrift zu urteilen — allerdings.“

„Und kennst Du die Schrift, Adolf?“

„Bekannt kommt sie mir vor. Akademische Geschwindigkeit jedenfalls. Studenten schreiben schließlich alle so.“

„Nun, da hast Dus. Märchen steht hinter unserem Rücken in Beziehung zu einem Herrn, zu einem Studenten.“

„Hm, hm.“

„Und siehst Du die Ziffer 5 in der linken Ecke unten.“

„Ja.“

„Das ist ein Rendezvous, eine Verabredung auf 5 Uhr nachmittags.“

„Wollen wir nicht erst Märchen selber hören, ehe wir so — so peremptorisch werden?“

„Für mich bedarf es keiner Bestätigung, Adolf. Merke! Meine Beobachtungen fallen mir ein, und je weiter ich ihnen nachgrübele, desto mehr verdichten sie sich zu einer Kette von Beweisen.

Märchens Benehmen in letzter Zeit; dieses träumerische Vorsichhinstarren, dies heftige Erröten, wenn sie unerwartet angesprochen wird, und dann die vielen Einladungen, Kränzchenbesuche und Verabredungen mit Freundinnen, die immer fast am anderen Ende der Stadt wohnen — o, nun stellt es sich ja auf einmal heraus, was das alles zu bedeuten hatte. Gewundert hab' ich mich immer ein wenig, aber wer denkt denn gleich an eine Liebesgeschichte.“

„Siehst Du nicht vielleicht doch zu schwarz, Mathilde? Allein auf grund dieser Karte hin können wir unser Kind doch nicht schon als verlorene Tochter behandeln. Das Genre ist eben sehr beliebt in unserer erotischen Zeit. Ganze Schaufenster hängen voll davon. Und da wird sich wohl irgend ein naiver Junge unter Märchens Bekannten, ein Tanzstundenherr oder dergleichen so en passant ein billiges Späßchen gemacht haben. Übrigens beim Pfänderpiel —“

„Ich weiß, Adolf, Du bist stets bereit, Märchen in Schutz zu nehmen. Ich selbst möchte es ja auch so gern. Aber in derartigen Angelegenheiten haben wir Frauen doch ein feineres Verständnis für die Motive und so. Und was Märchens Bekannte betrifft, so sind es ebenso gut auch die meinigen, Adolf, sämtlich wohlgezogene, junge Leute, für die ich mich verbürgen kann, von denen sich jedenfalls keiner einen so unpassenden Scherz erlauben würde. Was sage ich — Scherz? Nein, Adolf, mit solchen Dingen treibt man keinen Scherz. Überlege Dir doch nur, wie können die jungen Leute Verständnis für den Ernst des Lebens und der Ehe haben, wenn sie sich ganz ungestraft durch die Post, also gewissermaßen halb öffentlich, zum Rendezvous mit Küffen einladen? Das kann unserer Tochter doch nur jemand bieten, der unter Umgehung des geordneten Weges — nun sagen wir — schon sehr auf den Gejchmack gekommen ist.“

„Ich sinne vergebens darüber nach, wer es sein könnte“, fuhr sie fort. „Vielleicht der junge Ausländer an der Bismarckpromenade unten, der mit den Lackstiefeln und den englischen Hüten, der immer Sonntags vorbereitet, einer jener eleganten Herzenskäufer, die ihr Prestige ausbeuten, ohne an etwas Ernstes zu denken. Wer weiß, was er ihr in den Kopf gesetzt hat und was das gute Kind in seiner Harmlosigkeit sich schon alles hat sagen und gefallen lassen! Und das gerade jetzt, wo wir in einer bestimmten Erwartung lebten. Wenn nur dieser Doktor Neumeister nicht so schüchtern wäre! Seine Neigung zu Märchen ist doch ebenso unverkennbar, als er unserer Zustimmung sicher sein kann. Eine Perle von einem Schwiegersohn! Mit 27 Jahren erster Assistent am Zoologischen Institut, seine Kenntnisse, seine Bücher! Und dabei ein so liebevoller Mensch. Aber Märchen tut auch immer, als hätte er die Taschen voller Schlangen und Skorpione, wenn er zu uns kommt. Bei ihr kann man schließlich diese Befangenheit begreiflich finden. Sie ist mit ihren 18 Jahren ja noch das reine Kind. Ich habe dem immer Rechnung getragen und nur so im allgemeinen von seinen Vorzügen gesprochen. Aber ich glaubte doch, damit ihre Gedanken in eine bestimmte Richtung hinken zu können. Es wäre ja Dir und mir so willkommen gewesen! Und Märchen? Gab sich den Anschein, als wüßte sie das alles längst, hörte nur mit halbem Ohre zu. Natürlich, wenn man andere Dinge im Kopfe hat! Wenn man beständig auf dem Sprunge sitzt, unter irgend einem Vorwand zum Stelldichein zu entweichen! Und nun zu denken, daß ihr Doktor Neumeister jeden Augenblick auf ihren heimlichen Spaziergängen begegnen kann, Arm in Arm mit diesem Menschen, vielleicht so wie auf der Karte — ein schrecklicher Gedanke, eine Blamage, ein Skandal!“

„Aber rege Dich doch nicht so vor der Zeit auf, liebe Mathilde. Warten wir doch lieber, bis Märchen nach Hause kommt, und dann werden wir ja sehen, was an der Geschichte ist.“

„Jedenfalls wirst Du ihr den Standpunkt gehörig klar machen, Adolf.“

„Sch? — Aber hör 'mal, liebes Kind, das ist nun wohl nicht meine Sache. Sch, als Mann und eine so delikate Angelegenheit! Übrigens hat ja auch Klärchen immer unter Deiner besonderen Obhut gestanden und Du als Mutter —“

„Gut — wie Du willst. Diesmal werde ich meine Schuldigkeit tun.“

Als die Frau Professor mit stark echauffiertem Gesicht aus dem Studierzimmer kam, hatte sich Minna natürlich längst wieder in die Küche zurückgeschlichen. Alles hatte sie schließlich auch nicht verstehen können. Es kam ihr eben nur auf die Gewißheit an und sobald ihr die geworden, war sie mehr auf sich bedacht, suchte sie sich durch einen überraschenden Eifer innerhalb des herausziehenden Familienungewitters nach Möglichkeit zu isolieren. Sie näher also nun die Frau Professor an die Küchentür heranrauschte, desto lebhafter kratzte sie den Kochabsatz der Milch vom Boden eines großen braunen Topfes.“

„Minna“, rief durch all den geräuschvollen Eifer die Professorin ihrer Köchin zu, „haben Sie bemerkt, daß meine Tochter öfter Briefe oder Karten von einem Herrn bekommt? Mit dieser Handschrift, sehen Sie.“

Minna sah mit einem Gesicht zur Gnädigen auf, als sei sie aufgefordert worden, die Farbe der Kuh zu bestimmen, von der die Milch rührte.

„Sch weiß gar nichts, Frau Professor“, sagte sie mit ihrer prächtigen, ländlichen Aufrichtigkeit. „Sch lege die Briefe hin, wie sie mir der Postbote in die Hand gibt.“

„Von jetzt an kommen Sie damit zu mir, Minna, direkt zu mir — hören Sie?“

„Schön, Frau Professor“, gab sie andächtig zurück, alsbald aber durch erneutes heftiges Kraken eine Fortsetzung dieser zweifellos sehr verhänglichen Unterhaltung unmöglich machend.

Sobald freilich die Gnädige unsichtbar geworden, änderte sich das Bild.

„Na das kann gut werden“, triumphierte sie, den Löffel im Munde. „Heute gibts was.“

Sie war eben eine mitfühlende Seele und freute sich über jeden Tanz — sofern derselbe nicht sie betraf.

Als sie dann aber kurz nach 11 Uhr Klärchen die Treppe heraufkommen hörte, tat ihr das „arme Ding“ doch wieder schrecklich leid. Es hatte noch gar nicht ordentlich geklingelt, so hatte sie schon die Entree tür geöffnet.

„Tag, Minna“, sagte Klärchen, frisch und freundlich, wie immer, so lieb und so ahnungslos.

Minna zog sofort den Kopf ein, mit beiden Armen in der Höhe ihrer dünnen Haare wedelnd, als wolle sie andeuten, doch ja alle Hoffnung draußen zu lassen.

„Was ist denn los?“ fragte Klärchen, während ein Schatten über die lachenden Augen fiel.

„Sie hat was“, tuschelte Minna, mit dem Daumen achselwärts nach dem Wohnzimmer deutend, „ne Karte. Von ihm. Und fuchtig — Du meine Güte!“

„Wegen der Karte?“

„Wegens Küssen. Dem Herrn Professor hat sie's auch schon gesagt.“

„So“, machte Klärchen, die Unterlippe einziehend, wobei ihr die Röte nur so in das klare Gesicht schoß.

„Sch kann aber nichts dafür, Fräulein. Sie hat die Briefe selber abgenommen.“

„Na dann“, meinte Klärchen, die Handschuhe kurz und bündig aufs Spiegeltischchen werfend.

Das Herz klopfte ihr freilich bis zum Halse herauf, als sie zur Mutter ins Wohnzimmer trat.

„Tag, Mama.“

Die Professorin nickte nur, der Tochter einen kurzen, scharf prüfenden Blick zuwerfend, unter dem sie noch heftiger errötete.

„Wo ist Papa?“ fragte sie scheinbar unbefangen.

„Papa will jetzt nicht gestört werden. Setz Dich. Sch habe mit Dir zu reden.“

Klärchen ging willig zum nächsten Stuhl, ließ sich nieder, verschränkte die Arme über der Lehne und legte den Kopf darauf. So sah sie die Mutter unter überhängenden Locken mit großen Augen an, während sich ein unsicheres, verschämt bittendes Lächeln immer tiefer in die Mundwinkel zurückzog, ein Susch von einem Lächeln.

„Sch habe mich in letzter Zeit“, fing die Professorin an, „mehr als einmal gewundert, daß Du so oft und so viel außer dem Hause bist, im Kränzchen angeblüht, beim Lawn-Tennis usw. Der heutige Morgen nun hat mir Gewißheit gebracht, in welcher Gesellschaft Du diese gestohlene Zeit verbringst. Papa ist bereits in Kenntnis gesetzt. Er hat es mir überlassen, mit Dir zu reden. Das will ich tun, so ruhig, als es mir möglich ist. Dafür erwarte ich Deinerseits, daß Du mir unter allen Umständen die Wahrheit sagst — hörst Du, Kläre?“

„Ja, Mama.“

„Das Geheimnis also, das ja doch über kurz oder lang an den Tag gekommen wäre, wurde durch eine Ansichtskarte enthüllt, die heute morgen für Dich einging. Du wirst selbst am besten wissen, von wem. Sch muß gestehen, daß ich mehr außer mir, als entriistet war, daß ich mir schon die bittersten Vorwürfe machte, Dich nicht besser behütet zu haben. Auch Papa gab mir Ähnliches zu verstehen. Da es aber doch nun einmal geschehen ist, so bleibt mir nichts übrig, als Dich mit Anstand aus der Affäre zu ziehen. Es handelt sich zunächst darum festzustellen, wie weit Ihr mit einander gekommen seid. Habt Ihr Euch schon geküßt, Kläre?“

Statt zu antworten, drückte Klärchen das glühende Gesicht so tief in den Arm, daß die Professorin, die ihre Tochter gespannt beobachtete, nur deren Haarscheitel sah.

„Gesteh mir“, fuhr sie fort, „und lege Dich nicht etwa aufs Leugnen. Es muß Dir ja doch nichts mehr. Also heraus mit der Sprache — ist es wirklich so, wie ich gefragt habe?“

„Ja, Mama.“

„Sch habe es ja vorausgesehen, wenn auch die Bestätigung aus Deinem Munde mich auf das peinlichste berührt, ganz abgesehen davon, wie sehr es mein Mutterherz schmerzen muß, alles Vertrauen so schönöde mißbraucht zu sehen. Der Charakter der Karte ließ ja keinen Zweifel übrig. Diese unverhohlene Freude am Küssen, diese deutliche Bildersprache, etwa wie „Weißt Du noch?“ oder „Goffentlich bald wieder so.“ — Wenn ich mir dagegen vorstelle, wie wir in unserer Jugend über das Küssen dachten —! Ein Kuß war etwas Heiliges, gleichbedeutend mit Verlobung, Ringwechsel und Hochzeitsglocken — verstehst Du das? Und dabei wurde damals nicht halb so viel Sorgfalt auf die Erziehung der Mädchen verwandt wie heutzutage. Du scheinst Dir aber im Kreise Deiner Freundinnen nette Begriffe über diese Dinge gebildet zu haben. Von mir jedenfalls hast Du sie nicht. Es kann auch sein, daß Du bereits dem vertraulichen Einfluß hier —“ sie deutete auf die Karte — „allzusehr erlegen bist, nicht mehr die Kraft hast, diesen schmeichlerischen Künsten den Widerstand der Wohlerzogenheit gegenüberzustellen. Denn wahrscheinlich sagt Ihr auch längst Du zu einander, nicht wahr?“

„Ja, Mama.“

„Damit ist's nachgerade genug. Du ziehst Dich gleich nach Tisch auf Dein Zimmer zurück und schreibst an Tante Alexa nach

Filene, ob ihr Dein Besuch auf die nächste Zeit angenehm ist. Ich werde das Schreiben mit der entsprechenden Aufklärung versehen. Bis Tante Alexa antwortet, das heißt bis zu Deiner Abreise, ist es Dir verboten, allein das Haus zu verlassen. Damit genug für heute."

Die Professorin hatte sich erhoben, um ihren Gatten zu verständigen. Ehe sie aber die Tür erreichte, drang ein herzbrechendes Schluchzen an ihr Ohr.

"Nach Filene!" jammerte Märchen, die überströmenden Augen in die Hände pressend. „Gott — so weit.“

Die Professorin empfand nun doch etwas Mitleid mit ihrem Kinde.

„Es scheint Dich also doch ein wenig zu reuen, Aläre“, sagte sie umkehrend, „die Liebe der Eltern so leichtsinnig verscherzt zu haben. Wir wollen ja auch nur Dein Bestes, Kind, und haben es immer gewollt. Ein offnes Geständnis, ein festes Versprechen bleibt jedenfalls immer der einzige Weg, zu ihren Herzen zurückzukehren.“

Sie wartete vergebens auf Antwort. Märchen schüttelte nur immer traurig den Kopf und dann schluchzte sie wieder, daß die Schultern bebten.

„So sieh mich doch an, Kind, und sage mir einmal aufrichtig: Was ist er denn? Kenne ich ihn?“

Märchen hatte sich plötzlich aufgerichtet, einen ganz fassungslosen Blick aus träumenden Augen auf die Mutter werfend.

„Aber natürlich, Mama.“

„Sch? — Das begreife ich nicht.“

„Nun, Du hast mich doch immer darauf aufmerksam gemacht, was er für ein netter Mensch ist, und mir — mir ist das auch gleich so vorgekommen.“

„Ja aber, um Gotteswillen, so rede doch! Wer ist es denn?“

„Fritz, Mama — Herr Doktor Neumeister, wußtest Du das nicht?“

Diesmal war die Professorin wirklich ein paar Augenblicke sprachlos.

„Doktor Neumeister?“ wiederholte sie bestürzt, überrascht aufspringend und Märchens Blondkopf mit beiden Händen fassend. „Aber Kind, Märchen, warum hast Du denn das nicht gleich gesagt!“

Unter den fragenden Blicken der Mutter schlug Märchen die Augen nieder.

„Ich habe mich so geschämt, Mama“, sagte sie, noch einmal über und über rot werdend. —

Als der Professor ein paar Augenblicke später das Zimmer betrat, stieß er auf eine rührende Gruppe.

Mutter und Tochter hielten sich fest umschlungen, und während die Professorin begütigend über Märchens Scheitel strich, sah diese unter Tränen lächelnd zur Mutter auf.

Der Professor erfaßte die Situation auf den ersten Blick.

„Mir scheint“, meinte er lachend und dabei Frau und Kind gleichzeitig auf die Schulter klopfend, „die Henne ist doch nicht immer klüger wie das Ei.“

Das hörte Minna, die natürlich wieder an der Tür lauschte.

„Ha“, lachte sie, sich im Vollgenuß einer ganz unbeeinträchtigten Schadenfreude auf die Kniee schlagend, „das gönn' ich ihr.“

(Nachdruck verboten.)

Schätze der Wilden.

Die Schätze der Wilden sind meist von recht zweifelhaftem Wert. Dinge, die wir für besonders kostbar ansehen, genießen nur in seltenen Fällen auch in ihren Augen dieselbe Wertschätzung. Gold und Silber speichern sie wohl auch in Form von

Schmuckgegenständen auf, aber nicht ihres Metallwerts wegen. Den Wert der Edelmetalle richtig schätzen lernen nur diejenigen Wilden, welche mit Kaufleuten zivilisierter Völker in Berührung kommen. Der Reichtum des afrikanischen Königs von Momotopata war Generationen hindurch in Europa sprichwörtlich. Zwei Jahrhunderte lang zweifelte niemand daran, daß in Ostafrika hinter den portugiesischen Ansiedelungen ein König wohne, dessen Reichthümer unermesslich seien, und der ein weites Reich Namens Momotopata beherrsche. In unserm profaischen Zeitalter jedoch ist nachgewiesen worden, daß der Name des Königsreiches auf einem Mißverständnis seitens der ersten Afrika-reisenden beruhte, da die Eingeborenen weder von einem König noch von seinen fabelhaften Schätzen etwas wußten.

In der Regel haben diese Schätze tatsächlich keinen Marktwert — bisweilen sind es europäische Waren, an denen die Wilden Gefallen fanden, gewöhnlich aber sind es alte Gegenstände, an welche sich abergläubische Vorstellungen knüpfen. Als Dickmore vor 30 Jahren Sumatra bereiste, fand er ein merkwürdiges Beispiel der ersten Art. Seine Diener erzählten ihm beständig von wundervollen Ringen, welche man in Schlangenköpfen gefunden und für welche die Rajahs ungeheure Preise gezahlt hatten. Manche sagten, diese Ringe seien Diamanten von abnormer Gestalt. Schließlich fand Dickmore einen freundlichen Rajah, der ihm seine Raritäten zeigte. Er bekam auch einen der berühmten Ringe zu sehen, und dieser erwies sich als ein einfacher Glasring, der in Europa im günstigsten Falle etwa 10 Pfennig wert gewesen wäre. Wie diese Ringe nach Sumatra gelangt waren, ließ sich nicht feststellen.

Alle Eingeborenen des fernen Ostens glauben, wie der „London Standard“ im Anschluß an diese Mitteilung ausführt, daß Steine und Juwelen sich bisweilen in den Köpfen der Schlangen finden, und der glückliche Sterbliche, der einen reichen Mann zu überzeugen weiß, daß das von ihm angebotene Exemplar echt ist, kann jeden Preis für ziemlich wertlose Objekte fordern. Denn diese Steine gelten als zauberkräftige Amulette, zumal bei Frauen. Noch kostbarer ist ein Horn des Mochustieres; kein Wunder, da das Tier hornlos ist. Viele Wilden glauben jedoch, daß in sehr seltenen Fällen gehörnte Mochustiere gefunden werden, und zwar sollen ihre Hörner aus Bronze bestehen. Ein Exemplar wurde einmal dem Rajah Brooke angeboten. Der Verkäufer muß einen seltenen Grad von Unverschämtheit besessen haben, wenn er nicht in gutem Glauben handelte. Der Gegenstand stellte ursprünglich eine aus Bronze gebildete menschliche Figur von 1½ Zoll Höhe dar, vielleicht einen Hindu oder Birmanen, doch war das kleine Bildwerk so abgenutzt, daß kaum noch eine Form zu erkennen war.

Das Zeichen der königlichen Würde der malaiischen Herrscher bilden nach dem „London Standard“ unschätzbare geheiligte Nationalschätze. Die Gegenstände dürfen nur von den Angehörigen eines gewissen Stammes oder einer gewissen Familie berührt werden und selbst von diesen nur bei bestimmten Gelegenheiten. Steat erhielt die Erlaubnis, sich die Kostbarkeiten Selangors anzusehen — sie bestanden in drei Trommeln verschiedener Größe, zwei Kesselpauken, einer Trompete, einer Flöte, acht mit Kuhschwänzen geschmückten Lanzen, einem Dreizaack, einem Götzenbild, einem Betelkasten, dem Staatsschwert, zwei anderen Schwertern, dem königlichen Schirm und der Tabakdose. Das Volk im allgemeinen und die Bewohner des Palastes betrachten diese Gegenstände mit außerordentlicher Ehrfurcht. Auch haben sie eine tödliche Furcht vor denselben, die sehr begründet zu sein scheint. Mr. Steat fand die Kleinodien in einer großen, mit Zinn ausgeschlagenen Kiste aufbewahrt, welche auf hohen Pfosten mitten auf einem freien Rasenplatz aufgestellt war. Der Sultan erklärte, daß er sie der Sicherheit

wegen dorthin gestellt habe, um seine Kinder, Freunde und Diener vor Lebensgefahr zu schützen. Sa, viele seien schon getötet worden. Skeat nahm die als besonders gefährlich bezeichnete Trompete in die Hand, obwohl der Sultan ihn warnte. Am nächsten Tage aber geschah es, daß sein Arm so ernstlich anschwell, daß er den Distrikt verlassen mußte, um ärztlichen Rat zu suchen. So wurde die Ehrfurcht vor den Kleinodien Selangors gerechtfertigt. Es soll aber in jener Weltgegend noch weit merkwürdigere Insignien der Königswürde geben.

Die bemerkenswertesten Wildenschatze sind vielleicht die von den Dyaks Borneos so hoch geschätzten Tonkrüge. Sie sind sehr alt und zweifellos von den Chinesen angefertigt worden. Es gibt drei Arten von Krügen: Der ziemlich häufig vorkommende ca. 12 Zoll hohe „Nusa“, mit glatter, brauner Oberfläche und eingekragten Tierfiguren ist 120 bis 160 Mk. wert. Dann kommt der gelbe, mit Drachen geschmückte „Naga“ im Werte von 300 bis 2000 Mk., der zwei bis dreimal so groß als der vorige ist. Der grüne mit Figuren geschmückte „Gusi“ ist 18 Zoll bis zwei Fuß hoch, und so selten und kostbar, daß sich kein Preis für denselben angeben läßt. Es ist bekannt, daß ein Häuptling 14 000 Mark für einen solchen Krug zahlte und ihn um keinen Preis wieder verkaufen wollte. Der Sultan von Borneo besitzt natürlich die schönsten Exemplare, die er jedoch als Geschenk erhielt. Spencer St. John fragte den verstorbenen Sultan in geschäftlichem Tone, ob er einen dieser Krüge für 40 000 Mark verkaufen wollte. Seine Majestät aber verneinte ohne Zögern. In der Tat verdient er in Zeiten der Krankheit oder Not hübsche Summen durch den Verkauf von Wasser aus seinen kostbaren Krügen.

In Sarawak und auch in dem holländischen Territorium wird die außerordentliche Ehrfurcht für diese Krüge von der Regierung in sehr raffinierter Weise ausgenutzt.

Jeder größere Stamm besitzt eine Anzahl solcher Krüge, aus welchen zur Zeit der Aussaat und der Ernte heiliges Wasser auf die Felder gesprengt wird. Wenn Verbrecher nicht ausgeliefert werden, oder junge Krieger Unruhen verursachen, so werden die Krüge zum Pfand genommen. Ein rebellischer Stamm wird zu so und so viel Nusas oder Nagas verurteilt, oder auch wohl zu einem Gusi, wenn man weiß, daß ein solcher sich in seinem Besitz befindet. Es ist merkwürdig, daß die kammalischen Battaken Sumatras ebenfalls kostbare irdene Krüge besitzen, welche für dieselben feierlichen Bräuche benutzt werden.

J. Hd.

(Nachdruck verboten.)

Rätsellecke.

Bilderrätsel.



Gleichklang.

Wid töst der Sturm und peitscht die Flut,
Doch ruhig bleibt des Schiffers Blut,
Red traut er auf die Gunst des Glücks,
Durch solche x ist oft er x.

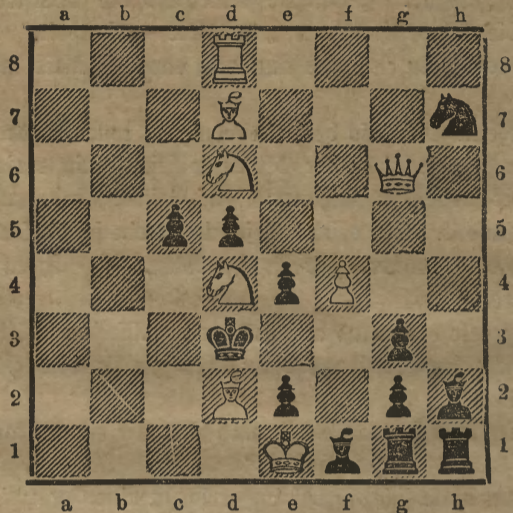
Dogogriph.

Mit r trägt Dich und Mancherlei.
Der Bauer kommt damit herbei,
Es wird geschoben und gezogen,
Mit t zeigt es Dir Weg und Ort,
Man wechselt's und man schießt es fort
Und viele hat es schon betrogen.

Schachaufgabe.

Von B. Marin.

(Aus dem Dreizügerturnier des Niederländ. Schachbundes.)



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Auflösung des Bilderrätsels.

Stolz will ich den Spanier.

Auflösung des Zahlenrätsels.

M a i g l ö c h e n. Alice, Igel, Galmei, Lena, Ölfanne, Cella, Köchin, Cilli, Halm, Eiche, Nachen.

Auflösung des Homogramms.

B A S
B I B E R
A B E N D
S E N S E
R D E

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenverteilung:

B. bD, 9, 8; c10, K, D, 9, 8, 7; d7.
M. dB, a10, 9, 8, 7; b7; dA, K, 9, 8.
H. a, b, cB, aA, K, D; bA; cA; d10, D.
Spiel: b10, K.

Spiel:

1. B. c9, a10, cA (21) 2. M. a7, aD, c10.

H bleibt am Spiel, bis er mit d ankommt; hier muß er an den Spieler 2 Stiche mit 28 Augen abgeben. Der Spieler hat dadurch 49 Augen und mit den 14 Augen des Stats 63. Spielt V, der Regel zuwider, seine kürzeste Farbe an, geht das Spiel:

1. B. d7, dA, dD, (14) 2. M. b7, bA, bD
3. H. aD, c7, a10, (13) 4. M. d8, d10, c10

5. H. aK, c8, dB (6). Die andern Stiche macht H, sodaß der Spieler nur 47 Augen einschließlich des Stats erhält. Zieht V ein Blatt von b an, geht das Spiel:

1. B. b9, b7, bA, 2. H. aB, c10, a7

3. H. aD, d7, a10 (13). Kommt der Spieler nun mit Trumpf, gelangt er in d zum Schneiden, was ihm 28 einbringt, sodaß er mit dem Stat auf 55 kommt; zieht er d selbst an, macht er hierin nur einen Stich mit 14 und auf dB noch einen Trumpf-Stich mit 6 Augen, erhält also auf diese Weise 8 Augen weniger.

Briefkasten.

Hrl. G. M. hier. Selbst erdachte Rätsel jeder Art, Zahlenrätsel, Charaden usw. sind uns willkommen. Wir bitten aber, das Papier nur einseitig zu beschreiben, also Rückseite leer zu lassen.

Richtige Lösungen gingen ein von: L. John, Frieda und Martha Blumenthal, Adolf Butofzer, August Schwantes, Lina und Martin Kurnick, Isidor Lachmann, Selma Hoffmann, Johannes und Paula Faulhaber, Ernst Grewatta, Martha Giesla, Hugo Lohrbach, Bromberg. Käthe Engelhardt, Essen-Ruhr, Leo Markus, Vartschin.